

Oberhausens Preise

Bei den 72. Internationalen Kurzfilmtagen in Oberhausen ging im Internationalen Wettbewerb am Sonntag der mit 8.000 Euro dotierte Große Preis der Stadt Oberhausen an den kroatischen Regisseur Igor Zelić für seinen Film »Opera«. Der ist eine experimentelle Studie über Licht, Raum und Wahrnehmung. Der Film gewann außerdem den ersten Preis des Ministeriums für Kultur und Wissenschaft des Landes Nordrhein-Westfalen und den Fipresci-Preis der internationalen Filmkritik. Eine »Ode an das Kino und das Drama des Lebens«, urteilte die Internationale Jury.

Ihren mit 4.000 Euro dotierten Hauptpreis verlieh die Internationale Jury an den chinesischen Experimental-Film »Hei Dong Dong« (»Dark Channel«) von Yu Zhe »für die Verwandlung eines alltäglichen Raumes in ein Kunstwerk durch die Macht filmischer Beobachtung«. Im Deutschen Wettbewerb ging der mit 5.000 Euro dotierte Hauptpreis an Dagie Brundert für »Audry Lornacle or 14 Days in DJ's House«. Brundert, die seit vielen Jahren mit Super-8-Film arbeitet, dokumentiert einen zweiwöchigen Aufenthalt in Derek Jarmans Cottage an der englischen Küste. Die Jury fand sich inspiriert: »Eine vergnügte Traumnovelle, deren (...) filmische Gestalt getragen wird von ihrer persönlichen Erzählung und von ihrem einmaligen kreativen Umgang mit dem Filmmaterial.«

Den 3sat-Nachwuchspreis im Deutschen Wettbewerb, dotiert mit 2.500 Euro, gewann der in Syrien geborene Shehab Fatoum für »Catacombs«, der die Geschichte einer Flucht mit Anspielungen auf die Odyssee verarbeitet. Die Jury meinte: »Ein Film, der Perspektiven verschiebt, weil sein Standpunkt wackelt. Er (...) erzählt von der Unmöglichkeit einer Rückkehr in ein Davor – und erweitert damit nicht nur den Deutschen Wettbewerb, sondern auch den Blick auf Deutschland selbst.«

Im NRW-Wettbewerb ging der mit 1.000 Euro dotierte erste Preis an Miri Klischat für »The Garden of Edie«, die filmische Erzählung einer Frau, die schon als Kind Schriftstellerin werden wollte und sich ihren Traum erfüllt, indem sie als Sexarbeiterin arbeitet. »Der mutige Bruch mit Konventionen und normierten Lebensmodellen führt zur Entdeckung der eigenen Sexualität und der eigenen Stimme«, so die Jury.

Die Kinderjury vergab im Kinder- und Jugendfilmwettbewerb ihren mit 1.000 Euro dotierten Preis, gestiftet von der WBO Oberhausen, an die britische Produktion »Under the Wave off Little Dragon« von Luo Jian, die Geschichte eines chinesischstämmigen Mädchens, das in Wales lebt. Die 72. Internationalen Kurzfilmtage Oberhausen fanden vom 28. April bis zum 3. Mai statt.

(jw)



Timm Ulrichs im September 1997 beim Vorsprechen im Baureferat der Stadt Magdeburg

Die letzte Vorstellung

Zum Tod des Totalkünstlers Timm Ulrichs. Von Matthias Reichelt

Von Bazon Brock stammt der Appell »Der Tod muss abgeschafft werden, diese verdammte Schweinerei muss aufhören. Wer ein Wort des Trostes spricht, ist ein Verräter«. Recht hat er! Nun hat sich der Tod den Konzeptkünstler Timm Ulrichs am 29. April nachmittags im Urban-Krankenhaus in Berlin-Kreuzberg geholt. Ulrichs hatte sich für den Schlussvorhang seines Lebens 1980 »The End« auf sein rechtes Augenlid tätowieren lassen und sich in vielen weiteren Arbeiten mit dem Unausbleiblichen befasst, dennoch fiel der Vorhang viel zu früh für ihn. Als umtriebiger Künstler, der wahrscheinlich schon in fast jedem Kunstverein Deutschlands ausgestellt hat und dessen Werke in vielen in- und ausländischen Museen zu sehen waren, hatte er noch unendlich viel vor.

Mit dem am 31. März 1940 in Berlin geborenen Ulrichs verlässt uns ein so hochintelligenter wie gebildeter Künst-

ler und hinterlässt eine Lücke, die niemand füllen kann. Er war nicht nur ein genialer Ideenproduzent, sondern auch ein eifriger Diskutant und Streiter, der sich eben dadurch aber auch Feinde machte. Denn sosehr er Künstlerinnen und Künstler für ihre Werke loben konnte, konnte er andere für ihre läppischen und blutleeren Arbeiten kritisieren oder ihnen vorwerfen, seine Arbeiten plagiiert zu haben. Das machte er nie hinter vorgehaltener Hand, sondern immer mit offenem Visier.

Timm Ulrichs war der wichtigste deutsche Konzeptkünstler der Gegenwart und international für seine Werke bekannt, die in unzähligen Einzel- und Gruppenausstellungen weltweit gezeigt wurden. Für seine Ideen bediente er sich diverser Medien: Film, Fotografie, Konkrete Poesie, Kunst am Bau, Bildhauerei, Installation, Musik oder Performance. Nie war er versucht, sich mit einem prägnanten Werk in endloser

Wiederholung und nur leichten Variationen einen Namen zu machen. Sich mittels Wiedererkennungseffekt als Marke zu inszenieren und beim Publikum und Kunstmarkt anzudienen wäre ihm nicht in den Sinn gekommen. Das hätte ihn extrem gelangweilt. Künstlerinnen und Künstler, die eine Idee immer wieder in diversen Variationen repetierten, bezichtigte er der Faulheit. Mit seiner Vielfältigkeit in Thematik und Technik erzielte er nie große Preise auf dem Kunstmarkt. Das hatte er freilich auch nie angestrebt, sondern oft Editionen für den kleineren Geldbeutel produziert. Thomas Kapielski riet aus gutem Grund allen jungen Künstlern, sollten sie meinen, eine gute Idee zu haben, vorher zu überprüfen, ob Timm Ulrichs sie nicht längst realisiert hätte.

Ulrichs hat das System Kunst mit Humor und Ironie hinterfragt, sich bereits 1961 zum »ersten lebenden Kunstwerk« erklärt und 1965 auch versucht, sich

selbst als Werk bei der Freien Berliner Kunstausstellung quasi als Readymade einzureichen. Damit war er viel zu früh dran und wurde abgelehnt. Ebenfalls 1961 hat er die »werbezentrale für totalkunst / banalismus / extemporisimus« begründet und zeigte damit seine deutliche Nähe zum Dadaismus.

Ulrichs Blick war ein forschender. Er machte sich und seinen Körper zum Material, setzte sich allen möglichen Strapazen und medizinischen Untersuchungen aus, um nicht nur sich, sondern dem Menschen an sich auf die Spur zu kommen und womöglich das Geheimnis von Leben und Persönlichkeit zu lüften. In vielen seiner Werke klopfte er Sprachbilder ab. Ulrichs Kritik konnte spielerisch und performativ sein. So lief er 1975 mit Sonnenbrille, Blindenbinde und -stock mit dem Schild »Ich kann keine Kunst mehr sehen« über den Kölner Kunstmarkt. Das war nicht nur als Gag zu verstehen, wie es von vielen verhallmollt wurde. Nein, es war eine Kritik an einer am Markt orientierten Kunstproduktion, die das Leben aus dem Blick verlor und sich nur noch für Preissteigerung interessierte.

Der Tod war Gegenstand vieler Arbeiten Ulrichs. So gestaltete er früh sein Grab und ließ eine von seinem Körper abgenommene Skulptur als Hohlform kopfüber und von einer Glasplatte abgedeckt in der von Harry Kramer in Kassel geschaffenen Künstlernekropole im Boden versenken. Darin soll, so sein expliziter Wunsch, seine Asche nach seinem Ableben gefüllt werden.

»Ist der Augenblick zu guter Letzt gekommen, da der Vorhang ein für alle Mal fällt, mein Auge bricht, sein Licht erlischt und man mir die Augen zum ewigen Schlaf zudrückt, erscheint auf dem zugezogenen rechten Lid als letzter überraschender Theatercoup die in meinem Augenlid einprägsame Schlusspointe: eine mit einem Augenzwinkern, mit einem lachenden und einem weinenden Auge vorgetragene »Last Picture Show« (Peter Bogdanovich, 1971), die letzte Vorstellung einer letzten Endes spektakulär und bühnenreif intendierten Lebensführung und -aufführung ...«

Ulrichs vor Jahrzehnten verfasstes Drehbuch ist am 29. April letztlich aufgeführt worden. Die Kunstwelt verliert einen klugen Künstler, dessen Werk viele andere tief beeindruckt und geprägt hat.

Toiletten → Wirtschaft als das Leben selbst. Von Helmut Höge

Der Sozialwissenschaftler Hartmut Rosa legt in seiner »Soziologie der Weltbeziehung« mit dem Titel »Resonanz« (2016) nahe, »dass die Moderne ihre Aufmerksamkeit auf das Einverleiben, Kontrollieren und Verarbeiten von Welt richtet, nicht jedoch auf das Sichöffnen, Lassen und Zurückgeben.«

Zu den Olympischen Spielen 2020 (wegen Covid 2021 ausgetragen) gönnte sich Tokio eine Reihe ästhetisch ansprechender öffentlicher Toiletten. Dann fragte man den Filmregisseur Wim Wenders, ob er nicht eine Doku über sie drehen wolle. Er entschied sich für einen Spielfilm mit dem Schauspieler Kōji Yakusho als Toilettenreiniger. »Perfect Days« (2023) bekam sogar eine Oscar-Nominierung.

Als der französische Philosoph Jean-François Lyotard in der Universität von Aarhus auf die Toilette ging, wo er ein Pissoir benutzte, war er zum ersten Mal mit einer Lichtschranke konfrontiert, die automatisch die Spülung in Gang setzte. Er meinte, damit wären wir in der »Postmoderne« angekommen. Auf diese Neuerung stieß ich nach 1990 auch bei etlichen Kneipenwirts im Osten, die ihre Existenzgründerdarlehen anscheinend vor allem für die Modernisierung

ihrer nun blitzblanken Gästetoiletten ausgegeben hatten. In einer Bar in Leipzig waren die Toilettenüren aus Glas. Man mochte sie nicht benutzen, aber wenn man es doch tat und von innen abschloss, wurde die Tür undurchsichtig.

Ähnlich extrem war auch der Umbau des Partisekretärbüros im Batteriewerk BAE in Oberschöneweide in ein »Investorenscheißhaus«, wie es genannt wurde – mit Palmen und teuren Lampen. Noch extremer war nebenan die Modernisierung der großen Toiletten für die Beschäftigten im Werk für Fernsehelektronik (WF) durch den neuen Besitzer Samsung. Zur Einweihung kam der Konzernchef persönlich. Er inspizierte auch die neuen Toiletten. Dabei fand er elf ästhetische Mängel. Anschließend wurde dafür die Geschäftsführung von ihm zusammengeschissen.

So richtig postmoderner ist man heute in Basel, wo aus dem Urin in den Pissoirs der Phosphor extrahiert wird, der als Rohstoff knapp zu werden beginnt. Im gediegenen Berliner Stadtteil

Wilmersdorf wurde derweil ein einstiges Gründerzeitmiethaus vornehm modernisiert – mit goldenen Klinken und Klingeln und roten Treppenläufern. Eine Freundin, die dort eine Einzimmerwohnung hat und schon immer gerne gegen die da oben prozessierte, schaffte es dennoch, ihr versiffetes

Etagenklo zu behalten. Eine andere Freundin, die auf Land in ein schmuckloses Kleinbauernhaus zog, verbrauchte ihre Erbschaft in nicht unbeträchtlicher Höhe, um damit ihr Badezimmer zu modernisieren, das nun vom Allerfeinsten ist. Ihre Schwester schenkte ihr zum »Welttoilettag« am 19. November für das Bad einen großen Blumenstrauß, bestehend u. a. aus Wandelröschchen, die nach Urin riechen.

Ich besuchte einmal die Messe Sanitär in Frankfurt am Main und war beeindruckt, wie viele chemische und technische Möglichkeiten es gibt, um den Fäkalengeruch in Toilettenräumen zu vertreiben. Auch die aus Japan bekannten Musikanlagen, um Kackgeräusche zu übertönen, gab es dort in verschiedenen Ausfüh-

rungen. Am interessantesten fanden viele Messebesucher eine Kloschüssel mit einem folienüberzogenen Sitz. Zwei Verkäufer in Schlips und Anzug mussten diese Neuheit den ganzen Tag vorführen. Das Stück Folie, auf dem man sitzt, machte nach jeder Benutzung automatisch einem neuen Stück Folie Platz.

Für Wanderungen zum Nordpol kann man sich auf Spitzbergen mit den nötigen Utensilien eidecken, z. B. mit einem Plastikgefäß, in das man Nachts im Zelt reinpinkeln kann. Eine verschämte Amerikanerin fragte ihre Führerin Birgit Lutz: »Und was benutzt man für »Number Two«? – also zum Kacken? Dazu setzt man sich mit nacktem Hintern hinter eine Eisscholle, bekam sie gesagt. Ähnliche Plastikgefäße (mit einem Aufsatz für Frauen) gibt es auch in Bangkok: Man benutzt sie zum Pinkeln, wenn man mit dem Auto im Stau steht.

In seinem Film »Das Gespenst der Freiheit« (1974) hat Luis Buñuel eine andere Lösung gefunden: Sechs Gäste nahmen darin an einem großen Tisch Platz, um den Kloschüsseln plaziert sind, »auf denen alle für gemeinsamen Stuhlengang Platz nehmen – zum Essen zieht man sich hingegen einzeln in eine kleine Kammer zurück.« (Wikipedia)

